

Albert Grote

Anzahl, Zahl und Menge

Die phänomenologischen Grundlagen der Arithmetik



PARADEIGMATA 3

PARADEIGMATA

Die Reihe Paradeigmata präsentiert historisch-systematisch fundierte Abhandlungen, Studien und Werke, die belegen, daß sich aus der strengen, geschichtsbewußten Anknüpfung an die philosophische Tradition innovative Modelle philosophischer Erkenntnis gewinnen lassen. Jede der in dieser Reihe veröffentlichten Arbeiten zeichnet sich dadurch aus, in inhaltlicher oder methodischer Hinsicht Modi philosophischen Denkens neu zu fassen, an neuen Thematiken zu erproben oder neu zu begründen.

Albert Grote, geboren 1898, studierte in Freiburg bei Husserl und Geyser Philosophie, in Greifswald bei Jacoby und Rehmke. In Göttingen war er Schüler von Nelson, Hilbert und insbesondere von Hans Lipps. Nebenbei promovierte er in Göttingen zum Dr. med. und übernahm späterhin die Leitung eines Krankenhauses.

1935 veröffentlichte Grote eine Arbeit über die Funktion der Copula. In ihr wurde die Doppelheit der Komponenten einer jeden Erwartung aufgewiesen.

Ausser Aufsätzen in philosophischen Zeitschriften erschienen 1972, wiederum bei Felix Meiner, seine „Grundlagen einer Phänomenologie der Erkenntnis“. Hier werden die beiden Modi der Existenz, das Vorhandensein und das Vorkommen gegeneinander herausgestellt.

Albert Grote

Anzahl, Zahl und Menge

Die phänomenologischen Grundlagen
der Arithmetik

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0579-7

ISBN eBook: 978-3-7873-2561-0

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1983. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

| | |
|---|-----|
| Vorwort | VII |
| Kapitel | |
| I. Das <i>Eine</i> und das <i>Andere</i> | 3 |
| II. Das Aggregat | 9 |
| III. Frustrane Versuche des Anzahlverstehens | 22 |
| A. Mill, Bain, Lange | 22 |
| B. Helmholtz, Kronecker, Dedekind | 30 |
| C. Natorp | 35 |
| D. Hobbes, Locke, Leibniz | 36 |
| E. Schröder, Husserl | 40 |
| F. Jevons | 46 |
| G. Frege | 50 |
| IV. Das Vorhandensein und die Realität | 59 |
| V. Das Vorkommen | 71 |
| IV. Die synthetischen Urteile apriori | 78 |
| VII. Die Art | 89 |
| VIII. Das Sachnomen und der Plural | 93 |
| IX. Das Soetwas und die Zahl | 102 |
| X. Anhang: Abbildhafte Erfassung von Mehrheiten | 114 |
| Namenregister | 136 |
| Sachregister | 138 |

VORWORT

Anzahlen sind immer Anzahlen von etwas. Man kann Anzahlen addieren (5 Äpfel und 2 Äpfel sind sieben Äpfel). Aber man kann nicht Anzahlen mit Anzahlen multiplizieren; nicht 5 Äpfel mit 2 Äpfeln, nicht Gegenständliches mit Gegenständlichem und so auch nicht Mengen mit Mengen. Womit multipliziert man, und was ist die Anzahl? Und wie ist es möglich, Multiplikand und Multiplikator zu vertauschen?

Darüberhinaus ist es bei der Division so, daß man einen Bruch in zweifacher Weise lesen kann. Man kann sehen daraufhin, wie oft im Zähler (als einer Anzahl) der Nenner (auch als Anzahl) enthalten ist und erhält dann im Resultat ein Wieoft. Das aber ist keine Anzahl, sondern ein Verhältnis von Anzahlen. Umgekehrt kann man den Zähler (als eine Anzahl) im echten Sinn teilen. Der Teiler (also der Nenner) ist keine Anzahl von etwas. Durch eine Anzahl von etwas kann man nicht teilen. Wohl aber ist das Resultat dann eine Anzahl. Die Resultate sind in beiden Fällen grundverschieden. Trotzdem rechnet mit dem Resultat (der Zahl) in dieser Ambivalenz der Mathematiker in absolut exakter Weise. Was ist also die Zahl? In dieser Problematik fällt auch der Versuch die Arithmetik auf einer Mengenlehre aufzubauen in sich zusammen.

Eine analoge Problematik bricht schon im gewöhnlichen grammatischen Plural auf. Wenn ich sage: In diesen Kasten gehören Erbsen, so geht es ja nicht um individuelle bestimmte Erbsen. Und auch nicht (wie es eine landläufige Meinung ist) um Begriffe. Begriffe gibt es ja nur als Einmaliges; und Begriffe kann man auch nicht in einen Kasten legen. Was ist also das, was im Plural zusammengefaßt wird?

Dem soll in dieser Arbeit nachgegangen werden.

Für die Hilfe bei der Korrektur und bei der Erstellung von Namen- und Sachregister danke ich Frau E. Leuschner und für sein Verständnis und seine Hilfsbereitschaft Herrn R. Meiner.

Dr. A. Grote

ANZAHL, ZAHL UND MENGE

Die phänomenologischen Grundlagen der Arithmetik

Kapitel I

DAS *EINE* UND DAS *ANDERE*

Es ist ein höchst merkwürdiges Faktum, daß die Menschheit seit Urzeiten rechnet und mit Zahlen umgeht; und trotzdem auch heute noch die Meinungen darüber, womit man denn nun eigentlich rechnet, und was die Zahl ist, auseinandergehen. Die Frage nach dem eigentlichen Wesen der Zahl ist auch jetzt noch weitgehend offen. Und das, obwohl die Mathematik den Anspruch erhebt und Anspruch darauf hat, als die exacteste und weittragendste aller Wissenschaften zu gelten.

Man weiß wohl, daß dies und dies und dies zusammen eine Anzahl ausmacht. Aber was denn nun eine Anzahl ist oder gar eine Zahl, ist weitgehend offen geblieben. Wie weit man davon entfernt ist, zeigt sich daran, daß man versuchte die Arithmetik auf einer Mengenlehre (die auch eine durchaus exacte Wissenschaft ist) aufzubauen und daraus zu verstehen.

In der natürlichen Umwelt hat der in ihr Lebende mit Gegenständen zu tun, die, in sich abgeschlossen, für sich allein so aufzugreifen sind; zu festen Gruppen sachlich geschlossen sich zu stellen vermögen oder auch in blossen Konglomeraten anfallen. Auf all das, und jedes davon vermag man in der Wahrnehmung (und auch vorstellend) den Finger zu legen in einem hindeutenden und vorerfassenden *dies*; und es so festzulegen. (Und im Fall der Wahrnehmung auch einen anderen mitteilend darauf zu verweisen.)

Solch Bestimmtheit durch ein *dies* ist vom qualitativen Gehalt des so bestimmten unabhängig. Es ist rein pragmatischer Natur und kein subjekt-unabhängiger Charakter. Es ist belanglos, ob das hinweisende und so fixierende *dies* auf ein Ding oder ein Gefühl, ein Konkretum oder Abstraktum abzielt, ob um ein geometrisches Gebilde oder eine Zahl es sich handelt; oder überhaupt um das Totum der Welt schlechthin, in einem emphatischen Geöffnetsein auf ein *dies Alles*. Auch auf Stoffe („die Milch“, „das Gold“) oder Arten („der Löwe und der Tiger sind Säugetiere“), die als solche nicht individualiter oder quantitativ gefaßt und nur qualitativ durch ihren Sachgehalt bestimmt sind und so sich von anderen Stoffen und Arten unterscheiden und absetzen, kann ich derart verweisen und sie in den Griff bekommen. Und ebenso vor allem auch eine Leere oder das absolute Nichts. Es ist so, daß der besondere (deïctische) Charakter des *dies* derselbe ist, gleichgültig, ob es sich um Individualia oder Generalia handelt. Und das unterstreicht den objektunabhängigen Charakter des *dies*. Und daß es nicht so etwas ist wie ein abstrahierend gewonnenes Residuum.

Wie das *dies* ist auch das *Etwas* formales Korrelat eines Hindeutens. Das *dies* ist in ihm latent. In ihm ist das *dies* auf die bloße Möglichkeit, es als *dies* zu

erfassen, hin entaktualisiert. Es ist etwas, das in einem deiktischem *dies* gefaßt werden kann und in der Möglichkeit dazu gegenständlich festgeworden ist. Von dorthier erhält das *Etwas* seinen formalen Gehalt; als eine unvollzogene *dies* – deïxis terminierend.

Das *Etwas* ist (wie das *dies*) an sich selbst qualitätslos. Aber gerade so, weil es sich nicht aus der Gegenweltlichkeit her sich gibt, sondern nur leeres Korrelat bloßer vitaler Intention ist, kann schlechthin alles mit ihm bezeichnet und angegangen werden. Und gerade so an allem Qualitativen sich aufüllen; und auftreffen auf das, durch das in ihm latente *Dies*. In dieser qualitativen Offenheit ist es offen für alles und jedes von dem und kann in seiner sachlichen Leere jeden gegenständlichen Gehalt in sich aufnehmen.

Man kann sogar iterierend von dem *Etwas* als von einem Etwas reden. Auch das ist eben etwas. Aber es gilt nicht das Umgekehrte. Der Charakter des *Etwas* (bzw. *Dies*) als solcher, als formaler sachlich leerer Zielpunkt eines hindeutenden Meinens kann nicht entfallen, man kann nicht von ihm absehend abstrahieren, wenn man überhaupt meint; und das ist: Wenn man überhaupt etwas meint. Das ist im Wesen hindeutenden Meinens, das eben ein *Hin* deuten ist, vorgegeben (oder – wenn man will – ist mit seinem Begriffe schon angesetzt). Man kann von etwas alle seine Qualitäten abstrahierend fortlassen, nicht dagegen seinen Charakter als Etwas.¹ Es würde einem sonst aus der Hand gleiten. Das leere Etwas ist Reflex eines subjektgebundenen Pragmas. Ohne das würde eine völlige Leere resultieren, in der nichts auf nichts angesprochen wäre und werden könnte, nicht einmal auf ein „Nichts“.

Das *Etwas* ist derart auch nicht so etwas, wie ein qualitatives Residuum, nach Abblassung aller seiner objektiv-sachlichen Spezifikationen. Es wird aus einer ganz anderen Sphäre her manifest, als der des lediglich Anfallenden: Auch das absolute Nichts kann unter die Supposition des Etwas geraten, trotzdem es ja nichts von ihm selbst ist (z. B. „Das Nichts ist *etwas* anderes als etwa eine Taschenuhr“).²

Das *Etwas* ist kein objektiv anfallender Befund, wie ein Blau oder ein Rot oder ein Dreieck. Es ist als solches lediglich der an sich leere (wenn auch

1 Das Etwas-sein und das Gegenstand-sein (auch das qualitätsleere) vermögen auf dasselbe Sachliche zu gehen. Trotzdem ist die Supposition, unter der es dann angegangen wird, in beiden Fällen eine verschiedene. Der Möglichkeit des pragmatischen *Anrührens* in einem Falle steht gegenüber das *Hinnehmen* als zur leibhaften Begegnung anstehend. (Auch wenn dies nicht realisierbar ist, wie bei einem unmöglichen Gegenstand oder der als ein *ens tamquam verum* genommen wird). cf. dazu: Grote, Grundlagen einer Phänomenologie der Erkenntnis, Hamburg 1972, Kap. III.

2 Man wende hier nicht ein, daß ein solches absolutes Nichts ja nur durch Abstreichen von qualitativ gefülltem Gegenständlichen gemeint werden könne; und daß ihm so eine Art negativen Gehalts zukäme. Das würde eine Verwechslung von Begriff und Begriffsgegenstand sein. Das gegenständliche Nichts ist an sich seinem qualitativen Gehalt nach eben doch lediglich nichts. Es hat keine eigene sachliche Eigenschaft, von der man abstrahieren könnte, allenfalls die, keine zu haben.

sachlich auffüllbare), nur durch das Hindeuten bestimmte Zielpunkt eben dieser Intention. Es ist vorgängig rein formal schon aufgetan in eine Zukunft, dem vitalen, bedürftenden Ausgerichtetsein in eine Welt; wie es dem Lebendigen notwendig eigen sein muß; wenn anders das überhaupt Bestand haben will. Das Etwas ist qualitätsleer, nicht entleert. Es ist qualifiziert lediglich als Modus und Korrelat lebendiger Ausrichtung und unselbständig ihr zugehörig.

Von allen Qualitäten, Beschaffenheiten und Relationen läßt sich abstrahieren. Nicht so der Etwascharakter des Etwas. Wohl auch der deiktische Hinweischarakter im *Dies* und das generell anfallende *So* im Soetwas, nicht aber das Etwassein überhaupt. Man würde bei dem Versuch immer wieder auf das Etwas stoßen, von dem das Etwassein ausgesagt wäre. Das Etwas ist der leere, aber auffüllbare Reflex des Geöffnetseins in die Welt, ohne einen sonstigen sachlichen Gehalt. Es ist auch nicht wie eine Qualität oder Beschaffenheit einer Abschwächung oder Verstärkung fähig.³ Das *Dies* geht vom Ich aus; das *Etwas* auf das Ich hin. Als ein *Dies* ist etwas vom Subjektiven her gesehen. Als ein Etwas fällt es vom Objektiven her an; es macht im erwartenden Bedürfen das Wesen lebendigen Erkennens aus und ist nur dessen Widerschein. So kann man wohl sagen „dies Etwas“, aber nicht „etwas dies“; wohl aber etwas, das „wie dies“ ist. Das *Dies* kann nicht als Prädikat auftreten.

Neben dem, worauf als auf ein *Dies* man ausgerichtet ist, ist mit diesem lebendigen Geöffnetsein unter einem möglichen Wandernlassen der Ausrichtung der Blick freigegeben auch auf seitabliegendes Anderes neben ihm; im begrifflichen Festhalten auch weiterhin das *Dies* daneben.

Das *Dies* und sein *Anderes* kommen in einem dynamischen Nebeneinander in Sicht, im Übergehen von einem aufs andere. Aber das *Dies* ist nicht begrifflich auf das *Anderes* angewiesen. Es kommt in einer *intentio directa* in Sicht; nicht in einem relationalen Übergang, von einem als objektiv Hingenommenen auf ein Anderes. Sondern gründet *primär* und unmittelbar im erwartend-bedürftenden Ausgerichtetsein des Lebendigen in die Welt. Es hat absoluten Charakter als bloßer Zielpunkt eines Hindeutens und ausrichtenden Zufassens und ist an sich sachlich und qualitativ leer. Im Übergang von einem *Dies* wird das *Anderes* getragen und wird so demgegenüber gegenständlich fest. Wie denn auch das *Dies* selbständig in sich zu stehen vermag; keineswegs aber das *Anderes*.

Rein empirisch ist es auch so, daß beim Auszählen eines Konglomerats sehr differenzierter und differenter Gegenständlichkeiten man keineswegs erst von den qualitativen Besonderheiten abstrahiert und explizite von anderen Gegenständen absetzt; sondern daß man sie in einem *dies und dies* und das anrührt und zusammenfaßt. Von vorgängiger Abstraktion ist hier

³ Das Etwas ist iterierbar in infinitum. Zugleich aber würde ein Versuch von ihm zu abstrahieren, sich in einem Regressus in infinitum totlaufen.

wahrhaftig nichts zu sehen. Man zählt zusammen, worauf man den Finger legt; in einem deïctischen *Dies*.

Das Erfassen im *Dies* ist unmittelbar. In solchem Erfassen ist etwas zu einem in sich Festen geschlossen und nur auf das bezogen. Es ist nicht angewiesen auf ein sich-Absetzen von einem Anderen; wie wenn das *Dies* und das *Andere* schlicht Korrelate wären und nur in ihrem Gegeneinander zu sich selbst kämen. Es ist qualitätslos auch in der Art, wie nicht von außen her, von Anderem aus, es zu sich selbst kommt und aus dem her verstanden wird; sondern auf sich selbst hin orientiert bleibt. Der Grundcharakter des *Dies* (oder *Etwas*) ist vom Boden eines deïctischen Pragma aus zu verstehen, nicht von dem einer, wenn auch noch so unbestimmten, objektiven Qualifikation.

Wie nicht durch Abstraktion von Qualitativem wird auch das *Dies* nicht erst aus einem ihm korrelaten Anderem und mit dem zusammen und zugleich verstanden. Aber ich kann bei einem Festhalten an ihm den Blick wandern lassen auf ein *Dies* neben ihm. Ich kann nach etwas von ihm gegenständlich Getrennten, von ihm abgesetzt Selbständigen greifen, als einem Anderm; gleichgültig, ob das leibhaft in der Wahrnehmung, oder in der Vergangenheit oder Zukunft oder auch nur in einer bloßen Vorstellung überhaupt liegt. Und das so dann im Hinblick auf seine gesonderte Greifbarkeit als ein von ihm *Verschiedenes* sich stellt.

Solch unter mein Belieben gestelltes *Wandernlassen* des Blicks im behaltenden Festhalten am ursprünglichen *Dies* und so im in-Sicht-bringenkönnen eines Neuen ist von Bedeutung für das Verstehen von Verschiedenheit.

Ein solches Nebeneinanderliegen im Blickfeld würde eine Gesamtgestalt in Sicht bringen, die lediglich qualitativ differenziert wäre. Aber nicht aus von sich aus gegeneinander Selbständigem bestünde. Und auch ein nacheinander Auftreten und sich-Verschieben gegeneinander der Qualien würde wohl ein vorgangartiges sich-Ändern dieser Gesamtgestalt ausmachen, nicht aber diese Qualien als für sich Selbständige zur Gegebenheit bringen und gegeneinander absetzen.

Man mag das hier Gemeinte ganz grob mechanisch sich veranschaulichen: Wenn man die Intention auf ein *Dies*, etwa das Gerichtetsein des Sehstrahls auf ein Gegenständliches hin, sich ersetzt denkt durch das Hindurchsehen durch ein enges Sehrohr auf eine figural gefärbte Fläche hin, so wird beim unbemerkten Verschieben dieser Fläche eine qualitative Änderung des von mir Gesehenen eintreten, aber nicht ein neues Gegenständliches phänomenal sich stellen. Und ebenso ist es, wenn (unbemerkt) solches Sehrohr mit mir zusammen passiv in seiner Richtung geändert wird. Auch dann würde nur ein sich-Ändern eines gegenständlich Selben phänomenal resultieren. Auch bei einem ins Bewußtseintreten solch passiver Sehstrahlverschiebungen würde nur ein komplexeres vorgängliches sich-Ändern von Qualitativem sichtbar werden, nicht aber ein gegenständliches sich-Absetzen von diesem und jenem gegeneinander. Erst wenn es durch mein aktives, freiwillliches Aufsuchen,

in seinem Erscheinen in mein Belieben gestellt ist und genommen wird, gibt es sich als gelöst vom Vorgänglichen, bereitliegend zur Präsenz und als in sich selbständig. Nicht lediglich aus Objektivem her, durch bloßes Anfallen, sondern unter derartigem zugreifenden Hindeuten kommt etwas zu seinem in sich abgeschlossenen Selbst. Nicht ein objektives Anfallen, sondern ein pragmatisches Aufgreifen ist das a priori von *Dies* und *Jenem*; tragend ist die freiwillentliche Beliebigkeit des Erfassens (cf. Albert Grote, *Die Grundlagen einer Phänomenologie der Erkenntnis*, Hamburg 1972, Kap. III).

Vom festhaltenden, behaltenden *dies* vermag unter Wandernlassen der ausrichtenden Intention ein davon verschiedenes, anderes *Dies* in Sicht zu kommen. Ohne das würde nur ein qualitativ strukturiertes Ganzes und ein sich-Ändern desselben sich stellen. Erst auf dem Boden des pragmatisch so sich konstituierten *Verschiedenseins* kann etwas auf Unterschiede hin auch nur befragt werden, und in qualitativen Differenzen sich unterscheiden. Nicht vom Qualitativen her, und auf sachliches Unterscheiden hin ist Verschiedenheit zu verstehen. Verschiedenheit ist nicht auf vergleichende Unterscheidung zu reduzieren. Unterscheidung setzt vorgängig Verschiedenheit als gesonderte Greifbarkeit voraus; schon um vergleichen zu können. Alle sachlichen Unterscheidungen und Unterschiede bauen sich auf gegenständlicher Verschiedenheit erst auf. Intentionales Verschiedensein und relationales Unterschiedensein liegen in differenten Sphären und sind nicht aufeinander zu reduzieren. Sie stehen in ihren Manifestationsrichtungen senkrecht aufeinander. Das *Dies* oder *Jenes* oder das *Etwas* sind nicht qualitativer Natur, nicht aus dem Objektiven her anscheinende Charaktere.

Auch Ununterscheidbarkeit ist noch nicht Dieselbigkeit: Bei völliger qualitativer und raum-zeitlicher Koinzidenz würden zwei verschiedene Gegenstände, auch bei völligem sich-Durchdringen nicht allein dadurch schon zu einem selben Gegenstand werden. Das „Koinzidieren“ und ineinander Aufgehen weist auf eine gegenständliche auch-Selbständigkeit hin. Das *Anderes*-sein und das *Anders*-sein sind durchaus different; trotzdem sie etymologisch und qualitativ nahe beieinanderliegen. Ununterschiedenheit setzt rein begrifflich schon Verschiedenheit voraus. Unterscheiden kann man nur verschiedenes, in seiner Verschiedenheit Vorgegebenes.

Das in der deïctischen Verschiedenheit sich-Abspreizen von diesem und jenem vermag unter gegenständliche Supposition zu geraten. Man vermag auch darauf als auf ein Gegenständliches sich auszurichten. (Wie schon daran sich zeigt, daß man hier von ihm sprechen kann.) Während die Ausrichtung auf das *Dies* oder auch das *Jenes* rein deïctisch ist, von mir auf ein Gegenständliches hindeutend unmittelbar, ist es nun so, daß dies und jenes gegenüberliegend in einem rein objektiven Bezogensein aufeinander sich zu stellen vermögen. Solch Verstehen aufeinander ist nun nicht mehr unmittelbar von mir auf das Objekt gerichtet; sondern von diesem auf jenes hin (oder umgekehrt); derart, daß es im absetzenden Gebundensein an ihm und mit ihm heranscheint.

An einem *Jenem* wird dann das sich-Absetzen von einem *Dies* bestimmend fest, wie eine qualitative Relation, aber das stellt sich dann als ein *Anderes*. Es ist nicht unmittelbar, begegnet nicht einfach in deiktischer Intention. Es wird verstehbar erst im Gegensatz zum Dies, das in ihm nun konstitutiv mit heranscheint. Das *Dies* (und *Jenes*) ist wohl ohne Bezug auf ein Anderes verstehbar; es ist primär nicht auf ein Anderes, korrelativ abgesetzt von ihm, bestimmt. Vom Anderen aber gilt das gerade nicht. Das *Dies* (ebenso wie das *Jenes* und das *Etwas*) hat pragmatischen Wert, das *Andere* dagegen einen sachlich fundierten, relationalen Charakter.⁴

Das ist hier ähnlich wie im Fall des *Nicht*. Das *Nicht* ist ein echtes Funktionale (wie das „nur“, „aber“, „sondern“ etc.). Es hat im Gegensatz zu den Relationspartikeln (nach, bei, durch, vor etc.) keinen echten gegenständlichen Sinn. Es kann mit ihm nichts Gegenständliches, auch nicht eine gegenständliche Relation, bezeichnet werden. Es hat nur eine im Vollzug eines Satzes und aus dem verstehbare abschiebende Funktion; nicht die Bezeichnung von etwas, das im Objektiven als ein Verhältnis von Sachen schlicht besteht. Das erklärt auch die universelle Anwendungsmöglichkeit der Negation, die einen jeden sachlichen Gehalt von jedem Etwas abschieben kann. Gleichwohl kann unter einem Suppositionswechsel das Nicht in den Sachgehalt von etwas eingehen und den bestimmen oder mitbestimmen. Es vermag z.B. ein Satz „Schnee ist nicht rot (oder nicht Rotes)“ überzugehen in „Schnee ist nicht-rot (bzw. Nichtrotes)“; und das so aus einer rein logischen Sphäre in die des sachlich-Objektiven einzuwechseln als ein konstitutives Moment. In der Verschiedenheit und im Anderen ist ein abschiebendes Nicht latent.

Dem Dies steht das Andere gegenüber und setzt sich von ihm ab, als ein von ihm Verschiedenes. So fällt es nicht einfach vom Objektiven her schlicht an: Das Dies und ein zu ihm Anderes können je für sich selbst gegeneinander stehen als voneinander Verschiedenes; sie können aber auch, in einem Suppositionswechsel, als zusammengeschlossene Einheit in einem nun neuen *Dies* sich stellen; worin das ursprüngliche Dies und sein Anderes lediglich qualitative figurale Konstituenten sind. Verschiedenes mag je für sich, oder auch miteinander in einem dies faßbar sein, nach meinem Belieben. Sie kommen als Verschiedenes zu ihrem Sein (über ein lediglich phänomenales, psychologisches Begegnen hinaus) in der *Möglichkeit*, so faßbar und fixierbar zu sein. Wir können ein Selbes als eine Einheit und als Aggregat oder eine Mehrheit fassen, ein Ding in vier selbständige Teile teilen, und ein Wort als ein Ganzes nehmen oder als eine Reihe einzelner Buchstaben.

4 Das Nichtsehen dieser Differenz von Etwas und einem Anderen ist ausschlaggebend für Rickerts „Das Eine, die Einheit und die Eins“.

Kapitel VI

DIE SYNTHETISCHEN URTEILE APRIORI

Die Ausrichtung auf ein Individuelles ist punktuell; im Gegensatz zu dem, was unter einem Vorkommen als Soetwas sich stellt: Das steht in seinen Präsentationen breit aus der Umwelt her an. Und bestimmt von dort her (worauf ja genugsam hingewiesen wurde) schon Haltung und Verhalten, auch wo das im aktiven Handeln vom vorhanden-Individuellen überdeckt wird. Darüberhinaus ist es abgesehen von diesem praktischen vitalen Wert von höchster theoretischer und gnoseologischer Bedeutung: Es gibt einen Weg frei in Urteilen von apriorischer Allgemeingültigkeit.

Solche Urteile gibt es: Jeder Körper ist ausgedehnt; jede Farbe hat eine Ausdehnung im Raum; jeder Ton hat eine Dauer in der Zeit. Die ganze Geometrie gehört hierher, ebenso wie die Sätze und Resultate der Arithmetik. Es gibt den Satz vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten, die Syllogismen der Logik und den Schluß von n auf $n+1$. Man versuchte solche Urteile in ihrer Wahrheitsgeltung auf eine Häufung je einzeln gemachter Erfahrungen zu verstehen, in additiver Empirie. Man versuchte sie unter die Methodik der induktiven Naturwissenschaften zu stellen. So versuchen das etwa J. Locke, Comte, Hume und insbesondere J. St. Mill; und in der neueren Zeit Mach, und, in Varianten, der Wiener Kreis. (Auch die moderne Physik z.B. bei Planck und Einstein wurde weitgehend auf diesem Boden verstanden.) Trotzdem würde das aber der absoluten Geltung dieser Sätze nicht gerecht werden und die nicht erklären.

Es würde auch nicht weiterführen, wollte man diese Problematik in die Psychologie und auf zwanghafte Naturgesetzlichkeiten des Denkens abschieben. Das würde (wie Husserl in den „Prolegomena“ seiner logischen Untersuchungen in ganzer Exaktheit aufgewiesen hat) lediglich in einer, wenn auch großer, Wahrscheinlichkeit terminieren. Darüberhinaus würde es nur eine Verschiebung des Problems in ein anderes Gebiet hinein bedeuten und an der in Frage stehenden Problematik, schon rein gegenständlich vorbeilaufen.

Auch die Berufung auf einen consensus omnium ist natürlich nicht beweiskräftig.

Auch noch so viele je einzelne Beobachtungen, auch noch so abstrakter Daten bringen nicht vor eine mögliche Gesamtheit qualitativer Befunde; derart, daß die in voller Leibhaftigkeit, nicht nur in bloßem Gemeintsein sich präsentieren. Solcher leibhaften Selbstgegebenheit aber bedürfte es, um so die absolute Allgemeingültigkeit von Urteilen darüber zu garantieren. Es bestände ja sonst immer wieder die Möglichkeit, daß etwa in irgendeinem Winkel der Welt sich ein Rot dem Grün ähnlicher präsentierte als dem Orange; daß zu irgendeiner Zeit die Höhe bzw. die Stärke eines Tones abhängig wäre von seiner Dauer; oder daß in einer Ebene zwei Gerade irgendwie und irgend-

wo in mehr als einem Punkt sich kreuzen könnten. Die Unendlichkeit möglicher Befunde wäre beim Ausgehen von letztlich individuellen Sachgehalten her, bei noch soweit getriebener Abstraktion (und da hilft auch nicht das schöne Wort „ideierende“ Abstraktion), einem in seine Endlichkeit gebundenen Erkennenden nicht in einer sich selbst gebenden Leibhaftigkeit gegeben. Man würde vom Individuellen aus sich in Scheinprobleme verlieren.

Nun ist es gewißlich so, daß man im Hinblick auf ein Individuelles im Absehen und Beiseitelassen aller individualisierenden und existentialen Momente ich mir dessen Was und Wasgehalt, seine Essentia (Termini, die der Husserlschüler Adolf Reinach synonym für das Wort Wesen⁹⁷ gebraucht) in die Gegebenheit bringen kann. Und weiterhin so, daß ich diesen (individuellen) Sachgehalt vergleichen kann mit anderen (individuellen) Sachgehalten; und mir dessen Gleichsein etwa oder Verschiedensein oder überhaupt seine Relationen zu je anderen mir hervorheben. Und weiterhin wiederum die Relationen dieser Relationen untereinander. Man vermag so die Welt zu durchgreifen. (Wie in anderer Weise auch der Empirismus.)

Aber man vermag nicht auch die Möglichkeit totalitärer Aussagen so zu fundieren und zu verifizieren. Man bleibt so letztlich immer in individuellen Befunden verhaftet. Darum aber gibt es doch – wie die oben angeführten Beispiele zeigen – Urteile, die über das Gegenwärtige und das aus der Vergangenheit Erfahrene hinaus, absolut Gültiges auch über aus der Zukunft her Begegnendes auszusagen ermöglichen: Es gibt allgemeingültige Urteile nicht nur a posteriori auf grund je gemachter Erfahrung, sondern eben auch a priori vor aller leibhaften Begegnung.

Das erscheint für die rein analytischen Urteile ohne weiteres einsichtig; für solche Urteile, bei denen das Prädikat schon im Begriff des Subjekts enthalten und mit ihm angesetzt und so schon vorausgesetzt ist; und im Urteil aus ihm lediglich hervorgeholt wird.⁹⁸ Man hat nun (und das ist eine weitverbreitete Meinung) in bezug auf diese Selbstverständlichkeit die allgemeingültigen Urteile eingengt auf diese analytischen Urteile. Oder hat das doch versucht. Aber ein solcher Versuch schlägt fehl. In einem Satz: „Bei gleicher Größe und Gestalt ist ein roter Fleck einem violetten ähnlicher als einem gelben“ ist die unabdingbare Allgemeingültigkeit für alle Einzelfälle nicht begrifflich fundiert. Von einem Enthaltensein der korrelierten Begriffe ineinander kann hier keine Rede sein. Das würde vom Begrifflichen her nicht zu verstehen sein. Rot, Violett und Gelb sind unabhängig voneinander das, was

97 Z.B. in dem, von Frau Conrad-Martius herausgegebenen Vortrag „Was ist Phänomenologie“.

98 So ist das z.B. bei: „Ein Körper ist ausgedehnt“, nicht dagegen bei: „Ein Körper ist schwer“. Bei „Ein Rappe ist schwarz“, nicht dagegen bei: „Ein Rabe ist schwarz“ (es gibt ja auch, wenn auch sehr selten, weiße Raben). Oder: „Blei ist schwer“. (Die Schwere gehört zu seinem Begriff) Die Schwärze ist beim Rappen begriffliches unabdingbares Konstitutivum, beim Raben ein empirischer Befund. Analoges gilt hinsichtlich des Körpers in bezug auf Ausdehnung und Schwere.

sie sind; ohne daß eins implizite im anderen mitgemeint wäre. Rot wäre das, was es ist, auch wenn es außer ihm keine Farben geben würde oder gegeben hätte; oder auch nur vorstellbar wären.⁹⁹

Oder auf einem ganz anderen Gebiet: „Ein reguläres Zehntausendeck ist seinem umschriebenen Kreis ähnlicher als ein diesem eingeschriebenes Dreieck“. Auch hier gründet die allgemeingültige Ähnlichkeit nicht im Begrifflichen. Die Analyse der Begriffe würde hier sogar die umgekehrte Beziehung ergeben. Es gibt darüberhinaus kein einziges negatives analytisches Urteil. Und zwar notwendig nicht. Ein Satz wie „Ein Kreis ist nicht viereckig“ bzw. „Ein Kreis ist kein Viereck“ hat von vornherein allgemeine, nicht nur induktive, Gültigkeit. Gleichwohl hat der exakte Begriff des Kreises als des geometrischen Ortes aller Punkte, die von einem Punkt (dem Mittelpunkt) denselben Abstand haben, keinen Bezug auf den der Viereckigkeit; geschweige, daß der in ihm enthalten und aus ihm herauszuholen wäre. So wenig wie der des Orion oder der Barmherzigkeit. Der Kreis ist das, was er ist, auch wenn es so etwas wie Vierecke nicht und nicht einmal als gedankliche Gebilde gäbe. Auch der schlichteste Begriff eines einfachen Gegenstandes, etwa meines Tintenfassens, würde sonst in eine Unendlichkeit negativer Bestimmungen auf das gesamte Universum hin auseinanderfließen. Es würde dann ja im Begriff dieses Tintenfassens etwa auch das Nichtenthaltensein der Eisenbahn, des Kaisers Napoleon, des Sirius und der Barmherzigkeit in diesem Begriff enthalten, mitgemeint und gesetzt sein. Es ist charakteristisch dabei, daß es auch eine echte negative konstituierende Eigenschaft nicht gibt: Es gibt wohl die Farben Rot, Blau, Grün; aber es gibt nicht die Farbe Nichtrot oder Nichtgrün.¹⁰⁰ Es vermögen überhaupt keine Relationen gegenständlich Verschiedener analytischen Urteilen das Fundament zu geben; sie haben alle herantragenden, hinzusetzenden, *syn*-thetischen, nicht aber herauslösenden, *ana*-lytischen Charakter.

Das gilt auch weitgehend für den Bereich der Arithmetik. Man hat auch hier versucht, ihre Resultate als analytisch zu verstehen und so zu begründen. Doch besteht hier die Kantische Auffassung eines nicht-analytischen, sondern synthetischen Charakters der arithmetischen Formeln und Urteile zu Recht. Ein Satz wie: „ $7 + 5$ ist gleich $12 + 0$ “ ist von unabdingbarer Allgemeingültigkeit (ebenso wie dessen Umkehrung). Und es ist auch so, daß die auf beiden Seiten der Gleichung resultierenden korrelaten Mengen gleich sind. Ebenso ist es so, daß bei „ $12 = 7 + 5$ “ in der Menge 12 die Mengen 7 und 5 enthalten sind; als Konstitutiva. Aber die Begriffe 7 und 5 sind nicht als Begriffe dem Begriff 12 immanent und nicht als solche in ihm mitgemeint.

99 Eine Abschiebung der hier auftretenden Problematik in das Gebiet der Physik, auf Ähnlichkeitsgrade der Wellenlängen, würde natürlich auch nicht weiterführen, sondern hier sogar umgekehrte Resultate ergeben.

100 Dabei ist es nicht so, als wenn solche exakten analytischen Urteile nur einen zusätzlich erläuternden explizierenden Charakter hätten: Die ganze Naturwissenschaft z.B. wird in solcher eigenen Begrifflichkeit und aus ihr sich ergebenden analytischen

Man meint in diesen Anzahlen nur das in ihnen unmittelbar Angegebene selber. Es wären sonst ja auch deren Abhängigkeiten voneinander in Teilen, Potenzen und Wurzeln und überhaupt ihre arithmetischen Strukturen vorgegeben und mitgemeint. Und nicht nur das, sondern auch die Beziehungen der über die 12 hinausliegenden Zahlen und Anzahlen. So etwa wären dann im Hinblick auf $12 = 500 - 488$ dem Begriff der 12 die Begriffe 500 und der 488 impliziert. Und in jedem Zahlbegriff die ganze Arithmetik schon vorgefaßt und mitgefaßt; und einfach ihm analytisch zu entnehmen.

Es ist mit dem Anzahlenwort 3 die Gruppe $1 + 1 + 1$ zusammengefaßt gemeint und eindeutig und ausreichend angesetzt. Aber auch nicht mehr. Nicht etwa, daß sie die Quadratwurzel von 9 ist, oder der 111te Teil von 333 etc. . Das ergibt sich wohl aus dem mit dem Anzahlenwort „drei“ fixierten Gegenständlichen, aber nicht aus dem Begriff der 3 und ist dem Begriff nicht impliziert.

*Ebensowenig ist irgendein grundlegender Satz der reinen Geometrie analytisch. Daß die grade Linie zwischen zwei Punkten die Kürzeste sei, ist ein synthetischer Satz. Denn mein Begriff vom Graden enthält nichts von Größe, sondern nur Qualität. Der Begriff des Kürzesten kommt auch gänzlich hinzu, und kann durch keine Zergliederung aus dem Begriff der geraden Linie gezogen werden.*¹⁰¹ Auch daß zwei gerade Linien sich höchstens in einem Punkt schneiden können, oder daß zwei sich schneidende Gerade oder überhaupt zwei Gerade keinen Raum einschließen, ist nicht analytisch aus ihrem Begriff heraufzuholen.¹⁰² Ähnlich ist es hinsichtlich der Winkelsumme des Dreiecks, oder des Verhältnisses der Außenwinkel zu den beiden gegenüberliegenden Winkeln oder der Gleichheit der Basiswinkel im gleichschenkligen Dreieck etc. . Der Ausdruck Dreieck kennzeichnet ausreichend und eindeutig (von sphär. Dreiecken etwa sei abgesehen) eine in sich geschlossene ebene gradlinige Figur mit drei Ecken. Aber es ist in dieser Definition und Fassung nichts über die Größenverhältnisse von Winkeln ausgesagt; auch überhaupt nicht einmal so etwas mit angesetzt und vorausgesetzt wie Winkel, und ob es überhaupt Winkel hier gibt. Das ergibt sich erst im Hinblick auf den Gegenstand dieser Definition.

Darüberhinaus aber ist es allgemein so, daß wohl alle analytischen Sätze allgemeingültigen Charakter haben; daß aber nicht das Umgekehrte gilt: Ein Satz, wie: „Alle allgemeingültigen Sätze a priori sind analytisch“, würde sich

Urteilen erst ein System in strenger Kausalgesetzlichkeit. Cf. Grundlagen einer Phänomenologie der Erkenntnis, Kap. XXIII.

101 Cf. Kant, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, § 2.

102 Man könnte hier darauf hinweisen, daß gesagt wird: „Parallele schneiden sich im Unendlichen“. Und das würde dann heißen, daß sie einen Raum einschließen. Aber es ist hier doch so, daß bei den Parallelen (sens.stren.) und den im Unendlichen sich schneidenden Geraden um verschiedene Gegenständlichkeiten es sich handelt, die lediglich aus rechnerischen Gründen identifiziert werden. (Um ein exaktes, legales Mogeln also, wie es auch Grundlage der so wichtigen Differentialrechnung ist).

selbst durchstreichen. Er beansprucht totalitäre Geltung, aber gerade er ist nicht-analytisch. Es sind diese Urteile nicht von analytischem Charakter. Nicht alles, was a priori, vor jeder besonderen Erfahrung sich rechtfertigt oder rechtfertigen läßt, ist rein analytisch, aus den Begriffen her abzuleiten.

Urteile dieser Art, wie die vorstehend angeführten aus dem Gebiet der Ästhesiologie, Arithmetik und Geometrie haben weder den empirischen Charakter höchster Wahrscheinlichkeit ihrer Geltung, noch den der absoluten notwendigen Geltung der analytischen Urteile. Sie wurden als synthetische Urteile in ihrer apriorischen notwendigen Geltung für den Aufbau unserer Erscheinungswelt von Kant aufgewiesen. Gleichwohl ist es aber ja so, daß Kant in seiner Begründung dafür in einem anthropologischen Relativismus steckenbleibt, der einer absoluten, nicht subjektgebundenen, Gültigkeit dieser Urteile nicht gerecht wird.

Die Problematik dieser Urteile ist uralte und wird angeschnitten schon von Plato im „Protagoras“ und mehr noch im „Theätet“; als Gegensatz der Vielheit der Individuen und dem einmaligen einheitlichen Allgemeinen, unter dem wir sie fassen, und an dem sie teilhaben. Der Ausmessung etwa der Winkelsumme (von immer nur induktivem Wert) würde gegenüberstehen, daß es für ein Dreieck überhaupt und „dem“ Dreieck *wesentlich* ist, die Winkelsumme $2R$ in einer über die bloße Faktizität hinausgehenden notwendigen Gültigkeit zu haben. Die Welt der idealen Gegenständlichkeiten („Die Tugend“, „Das Dreieck“) wird von Platon wie eine eigene (fast eigentliche) Welt als vorgegeben hingenommen; wie eine Welt, die neben der natürlichen Erfahrungswelt selbständigen Bestand hat, und aus der her die natürliche erst wissenschaftlich zu verstehen ist. Das wird von ihm metaphysisch unterbaut als eine Art Erinnern, wie aus einer Präexistenz in der Welt der Ideen; in ewiger Zeitlosigkeit. (Wobei zu überlegen wäre, ob nicht in der „Ewigkeit“ schon ein Bezug auf die Zeit latent ist und so eine, wenn auch verdeckte und verschobene, Individualität.)

Diese präexistente selbständige Welt wird von Aristoteles beiseite geschoben; das Diesseins-überhobene Allgemeine, so wie es im Wortbegriff gemeint ist, wird nun von ihm hereingeholt in das je einzeln Begegnende als dessen tragender und wesentlicher Kern, als (abstrakter) Teil eines jeweils Individuellen. Dieser Wesenskern ist aus dem Individuellen herausgehoben als ein Dreieck etwa; als ein beliebiges Dreieck etwa, das bestimmt wäre nur lediglich als planares geschlossenes Gebilde von drei geraden Seiten, wie mir das derart im Wahrnehmen oder Vorstellen gegenüberliegen kann.¹⁰³ Von diesem Kern, wie er von einem exakten Begriff des je Gemeinten gefaßt ist, im Wortbegriff weitergegeben werden kann und in ihm ausreichend bestimmt ist, werden andere für seine Existenz notwendige und aus ihm notwendige Eigenschaften (etwa Winkelsumme etc.) getragen, und sind in ihrer Notwendigkeit

103 Vom Sphärischen sei hier abgesehen.

aus ihm herauszuholen; aber gehen über das gesetzte Quale dieses Kerns hinaus und sind mit dem einfachen Wortbegriff eines Dreiecks nicht mitgemeint.¹⁰⁴

Natürlich kann man absehen davon, ob ein vorliegendes oder vorschwebendes anschauliches Dreieck spitz-oder stumpfwinklig ist und wie groß. Es bleibt aber trotzdem weiter das intendierend begrifflich Hervorgehobene des ursprünglich anschaulich (ob in Wahrnehmung oder Phantasie) Gegenüberliegenden, eines Individuellen. Das ändert sich auch nicht dadurch, wenn von seiner raumzeitlichen Position abgesehen wird. Es wird dadurch wohl raumzeitlich unbestimmt, aber nicht zu etwas Zeitlosem, zu einer raumzeitlosen Idee.¹⁰⁵

Ich kann nun an einem so anschaulichen (abstrakten!) Individuellen auch Einzelheiten in ihren Relationen mir einsichtig machen, etwa die Größenverhältnisse der Winkel und dergleichen. Oder auch über die Verhältnisse mehrerer solcher Gebilde zueinander.

Und ich kann *annehmen*, daß für gleiche oder ähnliche Gebilde dasselbe gilt; auch wenn ich sie nicht in Sicht habe. Trotzdem würde ich nicht so über die Verhältnisse des jeweils vorliegenden Gebildes hinauskommen auch auf andere ihnen vielleicht gleiche und könnte das nur meined (wie selbstverständlich) hinnehmen; oder müßte sonst den Beweis je für jedes andere von Neuem aufzeigen. Man würde aber so nicht die Totalität aller, selbst gleicher, Gebilde in die Hand bekommen. Verifizierend sind aber lediglich leibhafte Gegebenheiten, in ihrem Selbst sich gebende oder so anschaulich heraufscheinende Gegebenheiten, nicht nur gemeinte.

Vom Individuellen aus (und sei es noch so abstrakt und qualitätsentleert, auch in bezug auf seine Raumzeitlichkeit) kommt man so nicht an Allgemeingültigkeit heran, nicht an die Totalität möglicher Exemplifikationen eines sachlichen Gehalts. Man würde über ein bloßes Meinen ohne verifizierende Kraft nicht hinaus kommen.

Aber es gibt eben doch Urteile a priori von nichtanalytischer Allgemeingültigkeit. Im Hinblick darauf hat Husserl geglaubt in einer besonderen „ideierenden“ Abstraktion die unendliche Vielheit möglicher Exemplifikationen solcher Sachgehalte in einer einmaligen Schau von deren „Wesen“ fest in den Griff zu bekommen; in einer unmittelbaren Schau, die gleich primär sei derjenigen, unter der etwa in der Wahrnehmung Individuelles in seinem leibhaften Selbst sich gibt. Es soll nach ihm dem Menschen eigen sein, in solch einem erschaubaren „Wesen“ der Dinge und Sachen deren sachlichen Gehalt in für die Totalität der Exemplifikationen dieses Gehalts gültigen Weise zu

104 So ist das letztlich auch die Position der Neuscholastiker (z.B. Jos. Geyser etwa in „Neue und alte Wege der Philosophie“).

105 Wie ja auch eine Nichtunterscheidbarkeit nicht aus 2 Gegenständen, die zusammenfallen, einen identischen werden läßt. (Worauf oben schon eingegangen wurde).

erfassen und derart Allgemeinurteile darüber verifizieren zu können. Man soll derart auf diesem Boden Urteile fällen können, *die in unbestimmt allgemeiner Weise und unvermischt mit Setzungen von Individuellem, doch über Individuelles, aber rein als Einzelheit der Wesen im Modus des Überhaupt urteilen*. Und das nicht nur meinend, sondern als ein in seinem leibhaften Selbst sich Gebendes unmittelbar zu erfassen.¹⁰⁶

Was es mit solcher Wesensschau auf sich hat, bleibt indessen fragwürdig. Die Auslassungen Husserls darüber sind vage. Er begründet sie mit der Notwendigkeit, Urteile von apriorischer Allgemeingültigkeit fällen zu können und im Hinweis auf eine primäre, nicht weiter ableitbare erlebende Erfassung; auf ein nicht weiter Reduzierbares, eine Art urphänomenaler Gegebenheit. Mir ist eine solche Wesensschau, die zugleich eine Totalität von Exemplifikationen eines „Wesensgehalts“ bringen soll, nicht gegeben.

Das gilt auch für die subtile Interpretation der Husserlschen Position durch W. Reyer;¹⁰⁷ aber auch sein Versuch, der Wesensschau ein Gesicht zu geben, führt nicht viel weiter:

Es ist nun gewißlich so, daß aus einem (realen oder auch nur vorgestellten) Gebilde ich seine Gestalt und seine innere (auch qualitative und ideelle) Gestaltung mir abheben kann; und im Absehen von seiner Raumzeitlichkeit und seiner schicksalhaften Gebundenheit mir das als sein Was und das im Begriff Fixierte gegenständlich mir so herausheben. Weiterhin vermag ich auch die es konstituierenden Elemente durch gleiche oder gleichwertige zu ersetzen, ohne daß das Was der gemeinten Gestaltung in seinem dem Wortbegriff entsprechenden Sinn sich ändert. Ich kann auf das im exakten Begriffswort sinnvoll Gemeinte direkt oder indirekt hinweisen; und das in ihm Intendierte in seiner formalen und qualitativen Gestaltung mir vorgreifend vorstellig machen.

Aber ich komme so nicht über je Einzelnes hinaus. Das mir gegenüberliegend (wahrnehmend oder vorgestellt) vom Begriffswort hindeutend Angerührte bleibt diesselbe Einzelne, auch wenn seine Teile gleichwertig ausgetauscht werden; und nur der ihm korrele und ihn fixierende Begriffssinn derselbe bleibt.

Ein gleichseitiges, mir irgendwie anschauliches Dreieck bleibt dasselbe hindeutend Erfäßbare, auch wenn seine Farben wechseln; ohne daß dies Dreieck als solches und die an ihm und aus ihm sich ergebenden Abhängigkeiten sich ändern. Ein als dieser Träger verstandener Pfahl wird nicht dadurch ein anderer, daß ich ihn anders anstreiche; oder gar im anders-Anstreichen mir auch nur vorstelle. Und ein Mensch bleibt derselbe, dieser selbe Mensch von seiner frühesten Jugend bis ins Alter, trotz der Veränderungen, die er durchmacht, und trotzdem im Laufe seines Lebens vermutlich alle Zellen

106 Cf. dazu Husserl, *Ideen zur reinen Phänomenologie*, I, § 1–7 und: *Logische Untersuchungen*, Bd. I, S. 106, 109 und Bd. II, S. 161–164.

107 Wilh. Reyer, *Einführung in die Phänomenologie*, Leipzig 1926.

seines Körpers sich neu aufbauen. Er bleibt dasselbe *Individuum*. Er ist anders geworden, doch nicht ein Anderer. Auch wenn ein mir vorliegender grüner Fleck zu einem grauen verbleicht, verbleibt er doch dieser Selbe, wird nicht zu einem zweiten: Erst wenn der Begriff des sich-Änderns herausgestrichen wird, sind hier zwei (je individuelle!) Flecke erfaßbar, im Nacheinander.

Verbleichen, sich ändern und geändert werden (bzw. auf solche Möglichkeit hin angesehen werden) und sei das auch nur in der Vorstellung, vermag nur ein als vorhanden Hingenommenes, bzw. daraufhin Angesehenes. Dabei ist es dann so, daß ein derart vorliegendes oder vorschwebendes Gebilde wohl *anders* geworden ist, aber darum doch nicht schon ein *Anderes*; nicht ein gegenständlich Verschiedenes. Das Anderssein gibt noch nicht ein gegenständlich Anderes an Hand oder andere Gleiche; geschweige denn eine Totalität solcher möglichen Anderen. Das aber übersieht Reyer, und das kommt bei seinem Ansatz nicht in Sicht; der bleibt bei ihm verankert im vorliegend Individuellen und dessen Variieren.

Ändern oder in Veränderungen aufgegriffen werden, vermag sich nur Individuelles, hier also der im Dies festzuhaltende Gehalt des mir Vorliegenden, der so auch Individuelles bleibt. Weder durch Abstraktion noch durch Austausch von Elementen, wenn der exakte Sinn des Wortbegriffs erhalten bleibt, kommt man zu einem Anderen und bringt so auch nicht Andere in eigener Leibhaftigkeit verifizierend in Sicht, und natürlich auch nicht deren Totalität. Daß dergleichen gemeint und mitgemeint sein kann, gibt es noch nicht originär in seinem Selbst frei. Und würde noch nicht daraufhingehende Allgemeinurteile verpflichtend bestätigen können.

Dabei gilt für Reyer, wie auch für Husserls Position, noch ein weiteres: Es ist prinzipiell unmöglich, daß endlichem Erkennen des in seine Endlichkeit gebundenen Menschen die Unendlichkeit möglicher Manifestationen eines sachlichen Gehalts in ihrer Totalität erfaßbar ist. Eine bloße Behauptung gibt die Möglichkeit dazu nicht frei. Immer von Neuem würde Neues für eine Erfassung anstehen; eine solche Totalität würde immer von Neuem neue Möglichkeiten des Erfassens offenlassen und nicht ein totalitäres Zutreffen garantieren; immer von Neuem blieben neue Möglichkeiten des Nichtzutreffens offen. (Nicht viel anders als beim induktiven Vorerfassen des Empirismus.) Es gibt in seinem Selbst, verifizierend, sich nur das, was in seinem Gehalt leibhaft belegend gegenüberliegt; nicht auch das, was mit ihm heraufscheint. Daß mit ihm eine Unendlichkeit weiterer Gehalte gemeint werden kann, bedeutet noch nicht deren Leibhaftigkeit. Deren bedürfte es aber, um von hier aus totalitäre Urteile zur Evidenz zu bringen. Das würde ein Allgemeinurteil nicht über ein bloßes Vermuten und Annehmen hinaus fundieren können. Ein bloßes Desiderat, im Hinblick auf eine Allgemeingültigkeit von von der Empirie unabhängigen apriorischen Urteilen zu sein, genügt nicht zu deren Verifikation.